

## Der Tagesspiegel – 30/5/98

Die Blitzkarriere des Walter Homolka: Theologe, Ökonom, Autor, Bertelsmann-Manager -und seit April Chef von Greenpeace in Deutschland. Das 34jährige Wunderkind fasziniert und irritiert.

### Der Rabbi am grünen Ruder

VON CAROLINE FETSCHER

Von künftigen Millionen, von Ruhm, Ruf und Titelstories ahnte keiner etwas - damals, in einem Dachgeschoß im Hamburger „Haus der Seefahrt“ zu Beginn der achtziger Jahre. Post türmte sich unsortiert am Boden. Bummelstudenten zimmerten grobe Regale für bunt beschriftete Leitz-Ordner. Einige Freiwillige telefonierten hektisch und schickten - „Weg mit! Schluß mit!“ - fordernde Telegramme an die Mächtigen der Welt. Alle Atomtests stoppen wollte man, die Meere von Giften befreien und in Gummibooten Mülltankern die Stirn bieten. Es roch nach Tatendrang und Empörungsgenuß, nach Seifenverachtung und Schichten von Schimmel am Grund von Kaffeebechern. Die Aktivisten, die sich Greenpeacer nannten, waren ausgestiegene, langhaarige Schiffselektriker, autonome Tofubrötchenbäcker, in Alpacawolle gehüllte Robbenretter, enttäuschte K-Grüppler. In einem Wort: Siebzigerjahre-Typen.

Inzwischen ist Greenpeace bekanntlich ein „Konzern“, über sechzig Millionen Mark Spenden fließen in Deutschland pro Jahr, das Dachgeschoß wuchs sich zu einem Bio-Bürobau am Hamburger Fischmarkt aus. Und der neue Mann an der Spitze trägt Anzüge und gebügelte, karierte Hemden, gern mit Krawatte. Er ist 34, hat drei Hochschulabschlüsse und war Topmanager. Als sich Greenpeace in Deutschland formierte, war Walter Homolka gerade 13 Jahre alt und hatte alles andere im Kopf, als im alternativen Öko-Milieu mitzumischen. Jungs wie Walter nennt man in den USA „whiz-kids“. Whiz-kids löten mit sechs Jahren Radioteile zusammen, erfinden mit acht Theorien zur Evolution, lesen mit zwölf Tolstoi auf russisch. Spätestens mit Anfang zwanzig streben sie auf einen Job im Kongreß zu oder unterrichten an einer Ivy-League-Uni. Walter Homolka scheint ein German „whiz-kid“ zu sein. Der Junge schwärmte nicht für die Sex Pistols oder die Bee Gees, er mied Interrail, Backpacking, Disco und Kino. Sondern er las. Homolka liebte die Schule, insbesondere einen aufgeschlossenen Religionslehrer, und wälzte Folianten zu theologischen Themen. So beginnt ein historisches Gelehrtenleben, nicht die moderne Vita eines Teenagers.

Mit achtzehn also veröffentlichte Homolka seinen ersten Artikel - zu Jenseitshoffnungen im Judentum, zu dem er kurz vorher übergetreten war. „Mich faszinierte die klare Lehre vom verborgenen Gott, dem letztlich ganz Anderen“, sagt er. „Vielleicht war das ein Protest gegen das Sinnmonopol meiner katholischen Umgebung, die den deus revelatus (den geoffenbarten Gott, d. Red.) mit viel weltlichen Ausstülpungen feierte.“

Präzise spricht er, ohne Arroganz. Eines seiner Lieblingswörter: „Durchdringen“. Seine Augen bleiben dabei ruhig und gedankenvoll, nicht durchdringend und auch nicht undurchdringlich. Ein klarer Kerl. „Geh' halt mal raus!“ hatte die Mutter, eifrige Dirigentin und Musikerin, dem Jungen vorgeschlagen. Vergebens. Der Sohn studierte Theologie und, wie sein Vater, Wirtschaftswissenschaften. „Ein Bein im weltlichen Leben und eins im geistlichen, wahrscheinlich wollte ich das“, kommentiert er sich selbst. Er promovierte einmal und noch einmal, in Greenwich und London, schloß seinen Magister für Jewish Studies in Wales ab, lernte Englisch, Latein und Hebräisch. Seine „Liebe zum Buch“ führt den Absolventen Anfang der neunziger Jahre zu Bertelsmann, wo er, Experte für „ethical investment“, persönlicher Referent des Vorstandsvorsitzenden wird. Nebenher baut Homolka als Reform-Rabbiner in München eine jüdische Gemeinde auf - mit Predigten, Seelsorge, Publikationen. Nun steuert der Mann seit Anfang April den größten Dampfer der weltweit aktiven Organisation. Greenpeace scheint selbst noch überrascht von dem Exoten, den sich der Verein per Vorstandsentscheidung eingefangen hat. „Der ist halt von ganz woanders“, wundern sich die alten Kämpen. Auf seinem Tisch liegen Kampagnen-Dokumente und Partituren synagogaler Musik des 19. Jahrhunderts. An den Türpfosten seines Büros hat der Rabbiner eine Mesusa geheftet -eine kleine stilisierte Schriftrolle, wie sie an jeder Haustür

frommer Juden zu finden ist. Köstlich amüsiert sich Homolka, wenn ein Solarfachmann fragt: „Was soll denn das Duplo, das beim Chef an der Tür klebt?“

Der Chef darf jetzt noch keine Greenpeace-Interviews geben, aber die Medien sind da, die Person zu erkunden. „Kopierst du mal den Lebenslauf?“, bittet der Geschäftsführer seine Sekretärin, rasch vertraut mit dem korporativen „Du“ der Organisation. Er möchte nicht schon wieder die ganze Wunderkind-Wunderkarriere-Geschichte erzählen müssen. Die vor Daten überquellende Kopie - mit dazugetippten Zeilen wie „Mitglied im Governing Body der World Union for Progressive Judaism“ - stammt aus dem „Wer ist Wer“.

Wer ist er? Whiz-kids stehen unter Verdacht: So voluminös darf eine Biographie in dem Alter doch gar nicht sein. Da stimmt was nicht. Einen Jetlag vermutet man, mit dem die Seele hinter dem Verstand zurückbleibt. „Ich bin ruhelos“, erklärt der hochgewachsene, füllige Mann. In seinem kleinen Büro mit Aussicht auf Dock 11 der Werft „Blohm & Voss“ prangt die Abschluß-Urkunde des Londoner King's College an der Wand, wie als Beweis wider skeptische Besucher. Ein Riesenjunge? Ein postmoderner Jesuitentyp? Ein bißchen beides. Und ein Workoholic, auf den daheim allein der Abwasch wartet, keine Familie. Ab und zu hört er Mahler, aber genauso Abba, Boney M oder Guildo Hörn. Und gelegentlich guckt er im Morgenfernsehen „Gute Zeiten - Schlechte Zeiten“, obwohl seine Lieblingsfilme von Lina Wertmüller gedreht werden und von Pedro Almodovar: anspruchsvoll künstliches Kino. Der Mann, der Bilanzen lesen kann und die Thora auf CD-Rom studiert, schichtet seit April die Ökologie auf seine Biographie. Ein Farbfoto der Mitgeschäftsführerinnen von Greenpeace steht auf seinem Schreibtisch. „Brigitte und Birgit!“ Er strahlt. „Zur Zeit meine Lieblingsnamen, das habe ich auch dem FAZ-Fragebogen geantwortet.“

Homolka richtet sich ein mit dem Verein, dem er per Jobinserat begegnet ist, auf der Suche nach etwas Neuem. „Urwälder sind die Kathedralen der Menschheit“, erklärt er, „und wir vernichten Biodiversität - Leben, das wir noch gar nicht kennen. Das ist eine dumme Haltung.“ Er sagt das ohne Empörung. In analytische Tiefen - in Themen wie Kapitalismus, Dritte Welt - kann man den Gesprächspartner, der „Marx nie gelesen“ hat, noch nicht ziehen: unter anderem wohl deshalb, weil ihm das Führungsgremium von Greenpeace eine Hundert-Tage-Sperrfrist auferlegt hat, was seine öffentlichen Äußerungen zu der Politik des Vereins betrifft. Schneller als zum Wälderproblem oder zu Angela Merkels Castor-Desaster - „da ist viel Handlungsbedarf“ - wandert man im Gespräch mit Rabbiner Homolka in theologische Gefilde ab.

Angefeindet wird der Konvertit von den Orthodoxen der deutschen jüdischen Gemeinde. „Weder Jude noch Rabbi“ titelte eine jüdische Publikation, und obwohl Homolka das beschäftigt, bleibt er gelassen. „Den Kritikern, auch Ignatz Bubis, geht es nur um politische Vorbehalte gegenüber dem Reformrabinertum“, erklärt er. „Die deutschen jüdischen Gemeinden sind da besonders verkrustet.“ Mit seiner Linie - Frauen als Rabbiner anzuerkennen und gelegentlich in christlichen Gotteshäusern zu predigen - sei er „im Weltmaßstab ein Feld-, Wald- und Wiesenrabbi. In den USA sind die Juden schon viel weiter.“

Anfechtbar finden einige deutsche Juden auch seine Herkunft. Nur die Großmutter war jüdisch, die Mutter aber getauft. Auf ein „Geburtsrecht“ will sich Homolka jedoch ohnehin nicht berufen. „Wenn ich ehrlich bin - das spielte für mich keine Rolle.“ Ebensowenig habe ihn, sagt er, die deutsche Schuld an der Shoah motiviert. „Nein, das wäre ein schwieriger Grund, Jude zu werden. Mein Großvater hat zwar in Dachau gesessen“, sagt er mit bayerisch anmutender Grammatik, „aber als Sozialdemokrat. Überhaupt ist für meine Generation die Shoah auch nicht mehr so zentral.“ Was die Mahnmal-Debatte betrifft, ist er „lieber für eine lebendige Gemeinde, als für einen Haufen toter Steine“.

Ob er das Recht hat, Jude zu sein oder nicht, „diese Frage diskutiere ich einfach nicht mehr“, sagt Walter Homolka bestimmt, aber ohne Wut oder Gram. Packt ihn nie der Zorn? „Doch, zornig macht mich Ungerechtigkeit.“ Welche? Zögern. Die Antwort ist denkbar sympathisch, sie verläßt die wohlartikulierte, besonnene Deckung. „Wenn man mit jemandem, der potentiell ein Lebenspartner wäre, an einen Punkt kommt, wo man sich nicht mehr verständigen kann, obwohl man es möchte. Wenn einem das entgleitet, ohne Einfluß darauf, das ist ungerecht. Aus Zorn, nicht gegen den ändern, sondern gegen das Leben, diese Lage, habe ich schon mal auf ein Stoppschild eingetreten“, gesteht er. Stoppschilder

kann er schwer ertragen.

„Aber ich kann über mich selbst lachen, ohne Ende. Die Leute hier sind viel zu ernst.“

Homolka lernt sie kennen. An jedem Arbeitsplatz des Hauses verbringt er einige Stunden - weltliche, nicht seelsorgerische. Ob die neue Arbeit zum Stoppschild für ihn wird oder ob die Allianz des Reformrabbiners mit dem grünen Missions-Konzern zu dessen Reform führt? Spuren hinterlassen wird dieser postmoderne Versuch allemal.